

Friedrich Richter-Stromberg, Pfarrerdichter in Pfaffenhofen 1846–1851

Für den Druck bearbeiteter und mit Anmerkungen versehener Vortrag auf der Hauptversammlung des Zabergäuvereins am 14. Oktober 1990 in Pfaffenhofen

von *Manfred Göpfrich-Gerweck*

Neben allgemeinen schwäbischen Literaturgeschichten aus der Zeit der Jahrhundertwende, in denen Richter kurze, wohlwollende Erwähnung findet,¹⁾ ist über Friedrich Richter in unserer Vereinszeitschrift zweimal ausführlicher berichtet worden: 1911 in einem Beitrag von August Holder und noch einmal 1926 von Hermann Linkenheil.²⁾

Dann ist er für Jahrzehnte in Vergessenheit geraten, bis in der Veröffentlichung der Gemeinde Pfaffenhofen zur 700-Jahr-Feier im Jahre 1979 Erwin Mayer an ihn, den Texter einiger Volkslieder in der Vertonung Friedrich Silchers, noch einmal erinnert. In dem Beitrag von Lehrer Mayer fällt auch zum erstenmal ein Epochenbegriff: „Friedrich Richter, ein Dichter aus der Zeit des Biedermeier“.

Dankbar greifen wir solche Begriffe auf. Erleichtern sie es uns doch, Unbekanntes in Vertrautes einzuordnen. Jeder von uns hat seine Vorstellungen von dem, was Biedermeier ist. – Ein Poet des Biedermeier – wer denkt nicht gleich an Spitzweg, an den „armen Poeten“. Wer denkt nicht an das kleine Glück, die Geselligkeit in der Familie und im Freundeskreis oder im Verein, den Rückzug ins beschauliche Private – auch an etwas Weltschmerz. All das ist Biedermeier, und wir sind uns natürlich alle bewußt, daß die besagte Epoche – immerhin ein Zeitraum von 35 Jahren, zwischen 1815 und 1850 – nicht *nur* beschauliche Idylle gewesen sein kann, wenn es sie denn überhaupt gab.

Wir wissen auch, daß die überlieferte Idylle, in Form von schönen Bildern und Gedichten, von edlen Möbeln etc., daß diese geschönten Überlieferungen oft nur Beschwörungen und Sehnsüchte sind in einer Zeit, in der diese Idyllen schon spürbar am bröckeln sind, daß es Versuche sind, die – immer schon – gute alte Zeit hinüberzuretten in eine neue und zu bewahren (zu konservieren).

Am Ende sind solche Vorstellungen und Bilder nur Werbe- und Traumbilder, denen die Zeitgenossen hinterherstrebten? Oder sind es gar unsere eigenen Sehnsüchte?³⁾ Müssen wir uns also verabschieden von unseren guten Bekannten, von unseren geliebten Klischees vom Biedermeier? Nicht ganz und nicht so schnell.

Denn erstens: Natürlich wurde – wo man es sich leisten konnte – versucht, diese Wunschbilder zu verwirklichen. Den biedermeierlichen Lebensstil und das biedermeierliche Lebensgefühl finden wir hier auf dem Lande wohl tatsächlich am ehesten bei Pfarrern, bei Lehrern und anderen Honoratioren der Gemeinde. Dazu



Die letzten Reste der einstigen, 1817 abgebrochenen Dorfmauer beim Pfarrgarten in Pfaffenhofen. – Ideales Rückzugsgebiet für späte Romantiker der Generation Richters.

„Im schönsten Garten von der Welt, mit Blumen freundlich rings bestellt, auf kühlem Platze saßen wir, und sahen all die edle Zier“

(Contraste, S. 58, 1. Str.)

Foto: Joachim Knecht, Pfaffenhofen

gehörte, daß man geselliges Leben pflegte, sich in Kränzchen traf, diskutierte, sang, dichtete, sich in Vereinen traf – z. B. dem Altertumsverein, dem Verschönerungsverein, dem Gesangsverein, dem Turnverein, aber auch dem Wohltätigkeitsverein, dem Verein zur Rettung verwaelter Kinder oder dem Armenverein –, es ist die Zeit der Vereine und Kaffeekränzchen.⁴⁾

Und zweitens: Die Vorstellungen und Bilder, die die Zeit vermittelt, sagen, wenn schon wenig über die Realität, dann doch darüber etwas, wie es nicht war, zumindest nicht überall. Sie führen uns dadurch, wenn auch über einen Umweg, wieder auf die Realität zurück.

Denn wo Sehnsüchte – nach Einfachheit, Überschaulichkeit, Vergangenheit, Harmonie – sind, da gibt es Defizite, da ersehnt man etwas, das so nicht oder nicht mehr da ist. Wo das Bedürfnis nach Rückzug, ins Private, in die Familie, in die Natur, in den Verein, in die Kunst, in die Poesie, ist, da ist etwas, vor dem man sich zurückzieht. Wo Weltschmerz in Bildern und Literatur zum Ausdruck kommt, da leidet man an etwas. Da leidet man an der Realität.

Die Zeit des Biedermeier ist uns in der politischen Geschichte als die Zeit des Vormärz bekannt, also der Zeitraum vor den März-Ereignissen des Jahres 1848, uns ein Begriff als die 48er Revolution. Erinnern wir uns: Das Jahrhundert begann mit dem Zusammenbruch der alten Mächte vor den Revolutionstruppen Frankreichs, die, ausgestattet mit den Idealen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – und mit Waffen –, Europa eroberten, nicht mehr nur im Dienste der Ideale der Revolution, sondern schon auch im Dienste des Machthungers eines absoluten Herrschers modernen Typs. Die alten absoluten Herrscher mobilisierten ihrerseits die von den Revolutionstruppen gebrachte Idee von der Nation und das aufgrund des Besatzungscharakters dieser Truppen teilweise erst hervorgerufene und verstärkte Nationalgefühl, um in den Befreiungskriegen die napoleonische Herrschaft abzuschütteln. Am Ende installierten sie im Wiener Kongreß ein System, das die eben wachgerufenen und liberalen Kräfte wieder auszuschalten suchte mittels Bespitzelung, Zensur, Verfolgung. Uns bekannt als das Metternichsche System. Es folgt eine Periode des Versuchs der Restauration der alten Ordnung.

Es hatte den Anschein, als gingen die alten Mächte sogar gestärkt hervor. Manche, z.B. Württemberg, sogar doppelt gestärkt: Es war nämlich zu einem veritablen Königreich mit nahezu verdoppeltem Staatsgebiet geworden. Württemberg sah nach Napoleons Vertreibung keine Veranlassung, diesen Teil des napoleonischen Erbes zurückzugeben. Den anderen Teil des französischen Erbes allerdings konnten die Fürstenstaaten nicht mehr zurückgeben, auch wenn sie es gerne wollten: die politischen Ideen und Ideale der Französischen Revolution. Nichts war mehr so, wie es einmal war.

Wo ein halber Kontinent in kurzer Zeit vor einem Revolutionsheer zusammenbricht und wo die mühsam wiederhergestellte alte Herrschaft sich verstärkter Unterdrückung bedienen muß, um die Ordnung zu wahren, da stimmte etwas nicht, da war etwas ins Wanken geraten. Und, was sich auf der politischen Ebene abspielte, war nur paradigmatisch für die allgemeine Unruhe, die alle Lebensbereiche (Philosophie, Theologie, Technik, Wirtschaft) erfaßt hat.

In dem eben skizzierten müssen wir einen Teil der Antworten suchen auf die Frage, warum Rückzug ins überschaubare Idyll, warum das Festhalten an der Familie, warum Suche nach Halt in Geselligkeit, in Religion. Auch Gründe von Resignation, Angst, aber auch von Wut und Radikalität.⁵⁾

Dabei schien hier in Württemberg, oberflächlich betrachtet, alles beim alten geblieben. Die allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen mit den Folgeerscheinungen hatten das Agrarland Württemberg noch kaum erreicht. Vier Fünftel der Bevölkerung lebten allein von der Landwirtschaft. Bisher war alles meist gut gegangen. Die landwirtschaftlichen Erträge hatten meist gereicht, und Fehljahre konnten viele Landbewohner durch Erträge in einem Nebengewerbe ausgleichen. Nun aber häuften sich die Zeichen, daß man an die Grenzen dieser traditionellen Wirtschaftsweise gestoßen war. Die Hungerjahre z.B. von 1816/1817 konnten nicht mehr allein mit den üblichen zyklischen Schwierigkeiten, die sich in Agrargesellschaften mit ihren schwankenden Ernteerträgen immer ergeben, erklärt werden. Was war geschehen? Abgesehen von Jahren der Mißernte, die sich oft nur lokal oder regional auswirkten, wurde ja nicht weniger Nahrung produziert als bisher, neu war, daß mehr Menschen von der gleichen Menge Nahrung leben

mußten. Tatsächlich hatte das 18. Jahrhundert mit seinen Fortschritten in Medizin und Hygiene einen Rückgang der Sterblichkeit gebracht. Für den aufgeklärten, merkantilistisch denkenden, absolutistischen Herrscher galt Bevölkerungsreichtum als Segen, er verhieß Macht und Reichtum. Karl Eugen von Württemberg: „Der Mann, der eine große Familie hat, ist ein Wohltäter seines Landes.“

Natürlich gab es auch schon Gegenstimmen. Der englische Nationalökonom Malthus schrieb 1798: „Die Bevölkerung hat die dauernde Neigung, sich über das Maß der vorhandenen Lebensmittel hinaus zu vermehren.“⁶⁾

Gleichwohl, das Wachstum ließ sich nicht mehr umkehren. Der Bevölkerungsüberschuß brachte in den Realteilungsgebieten, wie hier im Zabergäu, die landwirtschaftlichen Betriebe an den Rand des Existenzminimums. Die Zahl der Erwerbslosen, die sich als Knechte, Mägde, Tagelöhner, Almosenempfänger, Bettler durchs Leben schlagen mußten, stieg. Die Schulden der Armen wuchsen. Es mußte etwas geschehen.

In den Gemeinde- und Pfarrämtern häuften sich die Erlasse, Denkschriften und Rundschreiben, die sich mit der Lösung dieser Probleme beschäftigten. Der Bevölkerungsüberschuß Württembergs, so wurde in einer 1828 publizierten Schrift gefordert, „solle und könne auf eine segenvolle Weise in Fabriken abgeleitet werden“. Dazu mußte man aber die Ausbildung der zukünftigen Arbeitskräfte erst noch in Gang bringen, z.B. durch die Einrichtung von „Industrie-Schulen“, „als daß man“, so Friedrich Wilhelm Kohler, ein Pfarrer, „bei der Jugend anfangs und diese frühzeitig an mancherlei Geschäfte gewöhne, damit sie künftig sich selbst durch Arbeit zu erhalten wisse“. Es sollten „die schlummernden Kräfte des Leibes und der Seele“ geweckt werden, es sollte die „frühe Gewöhnung zur Arbeitsamkeit“ eingeübt werden. Denn, um dieses Programm wohl auch der Obrigkeit schmackhaft zu machen, noch einmal Friedrich Kohler: „Ein arbeitsames Volk ist gemeinlich auch ein gehorsames und ruhiges Volk.“⁷⁾ Nur, wo sollten diese zur Industrie erzogenen Jugendlichen überhaupt arbeiten? Es gab ja in Württemberg so gut wie keine Industrie, die Arbeitsplätze hätte bieten können. Das Zabergäu mußte noch bis zur Jahrhundertwende warten, ehe mit dem Bau der Zaberbahn die Industrialisierung auch unsere Gegend erreichte. Es erweist sich hierin als Modell und Spiegelbild der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Zustände in Württemberg. Gerhard ABfahl hat die Verhältnisse im Zabergäu in einem Beitrag in den Heften des Zabergäuvereins ausführlich geschildert.⁸⁾ In seinem Aufsatz machte er deutlich, daß die Verarmung eines Teils der Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dramatische Formen angenommen hatte. Als Hauptgrund für die Armut wurde die Arbeitslosigkeit angesehen. Die Bettelei ganzer Scharen von Armen, auch Kindern, war zu einem ernststen Problem geworden. Insgesamt erinnert das von ABfahl gezeichnete Bild in vielem den Zuständen, wie wir sie heute in vielen Ländern der sogenannten Dritten Welt wiederfinden: Die Gesellschaft befand sich schon tief in dem Teufelskreis von Überbevölkerung, Unterentwicklung, Armut und Verschuldung. Die Statistik jener Zeit⁹⁾ konstatiert für den Bezirk Brackenheim eine „fortwährende bedeutende Abnahme der Trauungen“. Wo keine Familie mehr zu ernähren ist, kann man auch keine gründen. Sie stellt weiter eine in manchen Gemeinden des Bezirks überdurchschnittliche Zahl von geistig und körperlich Behinderten fest und macht deutlich, daß es einen zwingenden Zusammenhang zwischen den Lebensbedingungen (Ernährung, Wohnsituation etc.) und der Behinderung geben muß.

Hierhin gehört auch, daß die Zahl der Wehruntauglichen, wegen körperlicher Schwäche, im Zabergäu überdurchschnittlich hoch war. Weiter wird eine Mehrung von Gantfällen festgestellt; allein zwischen den Jahren 1851 und 1853 kommt ein Konkurs auf 62 Haushaltungen. Im Zusammenhang damit ist auch die in der Statistik belegte hohe, im Vergleich zum übrigen Württemberg sogar überdurchschnittliche, Zahl der Auswanderungen in unserem Bezirk zu sehen.

In den Briefen dieser Auswanderer – oder müßten wir nach heutiger Definition von Wirtschaftsasyllanten reden? –, von denen einige erhalten sind, gewinnen die statistischen Zahlen Leben: Z.B. Justine S. in ihrem ersten Brief aus Chile: „Wenn nur die Notleidenden in Güglingen zu essen hätten, was auf unserem Schiffe über Bord geworfen wurde ... Ich möchte nur wünschen, daß alle Unterdrückten und Geschlagenen hier wären, ... wer arbeitet, hat sein gutes Auskommen, denn es gibt Arbeiten aller Art, besonders weibliche.“ Und ihr Mann fügt zum Schluß hinzu: „Kein Stadtknecht kommt mit seiner Schelle“, nämlich um Steuern zu kassieren.

Ähnlich Christian W. 1851 aus den USA, er führt auch politische Motive an: „Mädchen haben es gut, wenn sie arbeiten wollen und werden von den Amerikanern freundschaftlich behandelt und auch gut belohnt ... Liebe Geschwister, ich wünschte, daß ich Euch alle noch einmal sehen könnte und wünschte auch allen die unschätzbare Freiheit, denn je mehr ich höre von dem Druck, wo so viele Freiheitsmartyrer im lieben Unterlande darunter seufzen müssen, desto mehr schätze ich das Glück der Freiheit ...“¹⁰⁾

Seit der ersten großen Hungerjahre bis zu dem Zeitpunkt, als Friedrich Richter in Pfaffenhofen seine erste selbständige Pfarrerstelle antritt, ausgerechnet in dem kritischen Jahr 1846, in dem eine europaweite Kartoffelkrankheit zu erneuter Lebensmittelknappheit und zu Preissteigerungen führte, seit damals hatte sich die allgemeine Lage nicht gebessert. Das einzige, was man in den Gemeinden tun konnte, war, die größte Not zu lindern und wenigstens die Ernährung, so gut es ging, zu garantieren.

Die Hauptlast der Armenversorgung lag ja von jeher bei den Gemeinden und hier besonders bei der Kirchengemeinde, also beim Pfarrer und dem Kirchenkonvent. Allerdings hatte die Hungerkrise 1816 auch den Staat mit der Gründung der „Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins“ auf den Plan gerufen. Noch im selben Jahr wurden auf der Ämterebene Bezirkswohltätigkeitsvereine, so auch in Brackenheim, gegründet. Von hier aus wurden die vielerorts gegründeten örtlichen Armenvereine instruiert, wurde Geld verteilt, wo die örtlichen Stiftungs- und Armenkassen nicht ausreichten, wurde die Einrichtung von Kinderrettungsanstalten, Industrieschulen – so auch in Pfaffenhofen – angeregt und, wenn die Not gerade am größten war, von Suppenanstalten. Was es dort gab, ist klar: montags Suppe, dienstags Suppe ... Hier auf dem Lande allerdings, im Gegensatz zu Stuttgart z.B., war wenigstens eine bescheidene Fleischbeilage dabei. Betrieben wurden diese Suppen- und Brotverteilungsanstalten von den höher gestellten Frauen und Jungfrauen.¹¹⁾

Überhaupt, und dies zeigt letztes Beispiel, stand das ganze System der Wohlfahrtspflege unter dem Zeichen der christlichen Nächstenliebe. Man verteilte Almosen, und von einem dauerhaften sozialen Netz, wie wir es kennen, konnte keine Rede sein. Die Armenvereine waren denn auch immer geneigt sich aufzulösen, wenn die Not nicht mehr so groß schien.

Auch in Pfaffenhofen bestand ein solcher Armenverein, und Pfarrer Richter berichtet 1847 an das Dekanatsamt: „... Habe ich die Ehre, nach ergangener Aufforderung zu berichten, daß sich hier über die Zeit der härtesten Not ein örtlicher Verein aus 8 Mitgliedern bestehend gebildet hatte. Die Mitglieder bezahlten einen monatlichen Beitrag von 12 Kreuzern. Man versammelte sich einmal im Monat und ließ zuvörderst armen hilflosen Kranken, dann aber auch anderen notleidenden Personen eine kleine Geldunterstützung zukommen. Nun sprachen sich aber in der letzten Versammlung die Mitglieder mehrfach dafür aus, die Zeit der Not sei vorüber, der Verein könne sich füglich auflösen. Der Pfarrer trat dieser Ansicht entgegen und brachte es wenigstens daher, daß die Auflösung noch nicht förmlich ausgesprochen ist.“ Richter schlägt eine Reduzierung des Beitrages von 12 auf 6 Kreuzer vor und rät abzuwarten, inwieweit „die Zeiten zum Besseren gedeihen“. ¹²⁾



Pfaffenhofen um 1930. Abgesehen von der „Vorstadt“ (u. a. Bahnhof und Zigarrenfabrik) dürfte sich Richter ein ähnliches Orts- und Landschaftsbild geboten haben. Im Hintergrund die jahrhundertealte historische Weinberglanschaft.

Foto: E. Gansser, Stadtarchiv Güglingen

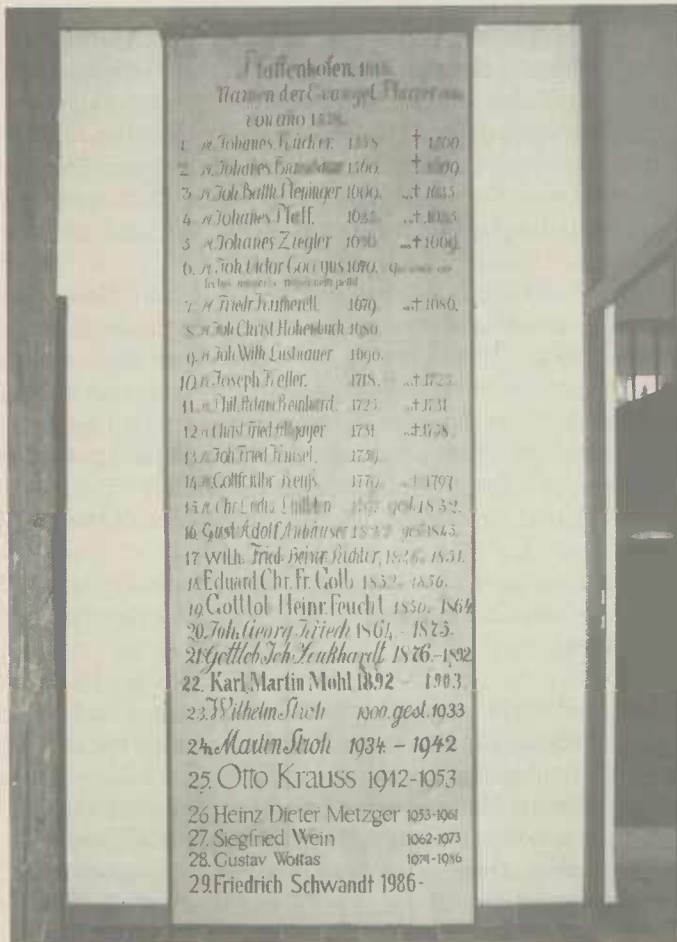
Den Mitgliedern erschien also die Lage nicht sonderlich dramatisch, und tatsächlich, relativ zu anderen Zabergäuorten, Stockheim, Eibensbach etwa, hielt sich die Not in Grenzen, die örtliche Armenkasse reichte gerade noch, und man war bisher nicht auf das Geld von der Zentraleitung angewiesen.

Friedrich Richter hatte es mit seiner ersten festen Pfarrstelle also nicht schlecht getroffen, wenn man einmal absieht von der nicht ganz schmeichelhaften Bemerkung über die Bevölkerung in dem Pfarrbericht, den er bei seinem Amtsantritt vorfand und in dem es heißt: „Das Hervorragende im Charakter der Menschen im

Zabergäu ist, daß sie *die* Fehler an sich haben, welche die Armut gewöhnlich mit sich führt und daß auf ihre Höflichkeiten, Aussagen, Versprechungen nicht sehr zu bauen ist.“¹³) Aber erstens war das doch sehr allgemein gehalten, immerhin wird Höflichkeit zugestanden, und zweitens waren Richter die Verhältnisse im Bezirk nicht unbekannt: 1835–1837 war er in Brackenheim Vikar, Diakonatsverweser und zuletzt Praeceptoratsverweser (an der Lateinschule). Und schließlich wußte er nach 13 Jahren Kirchen- und Schuldienst – seit 1833 war er in wechselnden, unständigen Diensten –, was Pfarrer-Sein bedeutet.

Dazu noch einmal der Pfarrbericht über die „Obliegenheiten des Pfarrers“: Am Sonntage: Gottesdienst mit Predigt (aus dem Gedächtnis), Kinderlehre, Besuchung der Sonntagsschule, nach diesen eine Bibelstunde. Werktags Betstunden. „An jedem zweiten Sonntag nach Trinitat ist öffentliche Prüfung der Sonntagsschule“.¹⁴) Dann noch wöchentlich 4–5 Stunden Konfirmationsunterricht, vom 9. Jahr bis zur Konfirmation.

Zusätzlich zu den kirchlichen Tätigkeiten oblag dem Pfarrer das Schulwesen; nicht nur, daß er den Religionsunterricht hielt, er unterzog auch die Schüler und den



1818 erstellte Holztafel
im Pfarrhaus Pfaffenhofen
mit den Namen aller
evangelischen Pfarrer
der Gemeinde

Lehrer einer regelmäßigen Schulvisitation, deren Ergebnisse sich in den Protokollen des Kirchenkonvents niederschlugen.¹⁵⁾ Vor diesem Gremium wurden überhaupt alle Angelegenheiten des Pfarrers behandelt, also von seiner seelsorgerischen Tätigkeit über die Schulaufsicht bis hin zur Armenpflege. Der Kirchenkonvent war unter Vorsitz des Pfarrers auch die wichtigste Einrichtung zur Wahrung von Zucht und Ordnung. In einem Protokoll bezeichnete der Konvent sich selbst als „Wächter der öffentlichen Sittlichkeit“. Welche Dimension diese Wächterfunktion haben konnte, können wir erahnen, wenn man bedenkt, daß die Kirche dem Innenminister unterstand und der Pfarrer bei Amtsantritt auf den König vereidigt wurde und schwur „Seiner Königlichen Majestät, unserem allergnädigsten König und Herrn, getreu und gehorsam zu sein ...“.¹⁶⁾

Selbstredend, daß von ihm als ordentlichem Geistlichen „ein unbescholtener und ordentlicher Lebenswandel“ erwartet wurde, „namentlich Vermeidung anstößiger Wirtshausbesuche, Entfernung von öffentlichen Tänzen, Spielen und anderen ähnlichen Vergnügungen ... Auch die Kleidung soll anständig und dem geistlichen Stande angemessen sein.“¹⁷⁾

Wir können uns vorstellen, welche Last, welche Spannungen und Widersprüche bisweilen im Leben eines Pfarrers entstehen mußten.

Natürlich hat Richter dies alles gewußt, er ist den Weg, der in jener Zeit fast schon mit dem Eintritt des jungen Schülers in die Lateinschule vorgezeichnet war, ohne sichtbare Brüche gegangen. Es hat den Anschein, als hätte er schon früh seinen Lebensweg geplant, und die Pfarrstelle in Pfaffenhofen erscheint in seiner Biographie als eine folgerichtige und ersehnte Station in seinem Leben und Beruf. Ebenso seine Heirat mit Friedericke,¹⁸⁾ nachdem er seine erste feste Anstellung als Praeceptor in Besigheim erlangt hatte. Als Pfarrerstochter wußte auch sie, was sie erwartete.

So kommt Richter nach Pfaffenhofen, und so begegnet er uns in den Akten: als ruhiger, fleißiger, pflichtbewußter Beamter der Kirche und des Königs. Keine Spur von Genie,¹⁹⁾ kein weltfremder Poet, nichts verrät den Dichter, es sei denn, seine stilistisch ausgefeilten Schulvisitationsprotokolle. Und doch, eine seiner ersten Initiativen nach seinem Amtsantritt muß es gewesen sein, sich seine Dichterstube herzurichten. In der erwähnten Pfarrbeschreibung macht er 1846 folgenden Nachtrag, es ist der erste Eintrag seit 1837: „Im Jahr 1846 wurde das heizbare Stübchen im Dachstock gänzlich renoviert und zu einem freundlichen Studienzimmer gemacht.“

Hier wird er wohl seine Gedichte zusammengestellt und verbessert haben, hier sind auch die Protokolle des Kirchenkonvents entstanden, die wichtigsten Quellen und Spuren seiner Tätigkeit als Pfarrer.

Von Anfang an wird in den Protokollen spürbar, daß Richter, als gewesener Praeceptor, sein wichtigstes Betätigungsfeld in der Schulbildung sah. Hier war es vor allem der Kampf gegen die häufigen Schulversäumnisse der Schüler. Ohne plausible Entschuldigung gab es Strafe, üblicherweise 2 Kreuzer, bei Wiederholung 4, bisweilen sogar Turmstrafe; dann nämlich, wenn dem Konvent die Ausrede der Eltern als zu dreist erschien oder wenn keine Reue gezeigt wurde, oder wenn seine Autorität mißachtet schien, weil ein Schüler fehlte, obwohl „erst kürzlich wieder von der Kanzel für eine härtere Schulzucht gesprochen wurde“.

So im Falle einer Mutter, die in den Turm sollte. Hier aber wirkte Richter, trotzdem er sich in Sachen Schulzucht sonst ganz hinter die Strenge des Konvents stellt, mäßigend und hält für dieses Mal eine Geldstrafe für ausreichend. Kaum eine Konventssitzung ohne Schulversäumnisse: „Johann R.s Sohn fehlte zweimal in der Kinderlehre und auch in der Sonntagsschule. Weil die Entschuldigung unterlassen wurde und sonst nicht wenige unerlaubte Versäumnisse vorgekommen waren, muß die gewöhnliche Geldstrafe mit à 4 Kreuzern angesetzt werden.“

Das Problem des Schulbesuchs war ja bis in jüngste Zeit akut, vor allem in ländlichen Gegenden, und ist es auch heute noch überall dort, wo Kinderarbeit die Regel ist und notwendig, um eine Familie zu versorgen. Angesichts der empfindlichen Geldstrafen muß man denn auch davon ausgehen, daß die Kinder nur selten aus eigenem Antrieb und aus Unlust die Schule schwänzten, sondern daheim gebraucht wurden.

Eintrag im Februar 1848: „Der Sonntagsschüler Johannes R. wird von einem Anverwandten zum Schafehüten gebraucht. Dieser kann den genannten Schüler auch am Sonntage nicht entbehren. Er bittet deshalb um Dispensation von der Sonntagsschule. Da Johannes R. ein kenntnisvoller Schüler gewesen ist, wird derselbe auf bestimmte Zeit vom Unterricht dispensiert, mit der Auflage, daß er bei der Visitation anwesend sein muß.“ Letztere Auflage macht deutlich, wie sehr Richter Wert darauf legte, daß die Ergebnisse der Visitation gut ausfielen. So macht er sich bei den Visitationen größte Mühe, um Positives hervorzuheben und Negatives zu entschuldigen, die Hintergründe auszuleuchten, warum etwas noch nicht ganz gut ist, usw. Nie aber denunziert er die Lehrer wegen offensichtlicher Fehlleistungen. Schützt einen angegriffenen Lehrgehilfen, bescheinigt zumindest den guten Willen, weist auch auf dessen Gemütskrankheit hin. Kommt immer zu dem Ergebnis, daß in Anbetracht aller Umstände doch jeder das beste geleistet hat. Und ermuntert die Lehrer: Derselbe ist „von dem Pfarrer zum Streben nach durchgreifender Ordnung in seiner ganzen Wirksamkeit ermuntert worden, ohne daß den besseren Seiten seines Wirkens die gebührende Anerkennung entzogen wurde“.

Eine weitere wichtige Aufgabe des Konvents war die Versorgung von Pflegekindern: Es galt, das Kostgeld festzusetzen, Kleidergeld zu geben, einen Kostreicher zu finden. Ein alltäglicher Fall (Ende 1846): „Jung Johann D. war seit dem 1. Juli 1846 der Kostreicher des Jakob H., unehelicher Sohn der Justine H. D. erschien nun vor dem Kirchenkonvent und bat um Abnahme des Knaben, weil derselbe dreimal erwiesenermaßen recht üble Diebereien verübt habe. Der 9jährige (!) Jakob H. war seiner Vergehungen geständig. Schulmeister Bofinger übernahm die empfindliche Abstrafung desselben. Für eine Unterbringung des Knaben blieb nun weiter zu sorgen übrig. Christian B. erbot sich gegen ein monatliches Kostgeld von 1 Gulden 30 Kreuzern oder vielmehr gegen 3 Kreuzer täglich denselben aufzunehmen und ihn in jeder Weise sorgfältig zu beaufsichtigen.“

Was immer dieses Kind gestohlen und gestanden hat, es muß nicht viel gewesen sein, vielleicht nur Obst oder ein Leckerbissen, von dem ein anderes Kind jener Zeit, Carl Benjamin Klunzinger, in seinen wunderschönen Erinnerungen an seine Schulzeit berichtet.²⁰⁾ Auch er lebte bei einem Kostreicher, bei Praeceptor Adam in Brackenheim. Zahlte dort 20 Kreuzer pro Tag Kostgeld und durfte pro Woche 3 Kreuzer für Brezeln und Obst ausgeben, „was in der Kost nicht inbegriffen war“. Leckerbissen zu kaufen, war auch ihm verboten, gleichwohl hat mancher Latein-

schüler dieses Verbrechen begangen. Bei aller asketischen Strenge Praeceptor Adams dürfte der Alltag des Pflegekindes Jakob H. sich doch sehr unterschieden haben von dem des kleinen Carl Benjamin. Hier Lernen, Sport, Wandern, Singen, Verseschmieden, dort etwas Schule und vor allem Arbeit, denn dazu waren die Kinder im allgemeinen da. Dafür finden sich in den Akten der Gemeindearchive selbst so kuriose Belege wie ein amtliches Merkblatt „Über die Gewinnung des Opiums auf einheimischen Feldern“,²¹) dort heißt es zum Schluß: „eine vorzügliche Erwerbsquelle für den kleinen Grundbesitzer, der sich und seine Familie lieber auf seinem eigenem Grund und Boden (...) beschäftigt, da zu diesen Arbeiten die kaum der Schule entwachsenen Kinder, ja zum Einsammeln sogar noch jüngere verwendet werden können.“ – Gewinnung von Opium also kinderleicht. Arbeit galt ja nicht als sittlich gefährdend, im Gegenteil. Dagegen „macht es“, so ein Eintrag im Protokoll, „die Nähe der Kirchweihvergnügungen (...) wünschenswert, daß ein Mitglied des Gemeinderats oder des Bürgerausschusses die Obliegenheit übernehme, alle Schulkinder vom Tanzplatze fern zu halten (...) Auch scheint es rätlich, an die gegenwärtig so hochnotwendige Sparsamkeit sowie an Zucht und Ordnung 8 Tage vor der Kirchweihe von der Kanzel aus zu erinnern.“

Die Sittenwächterfunktion beschränkte sich nicht auf den öffentlichen Raum wie Kirche, Schule oder Straße – etwa daß eine Person, die während des Gottesdienstes Wasser holte, Vieh fütterte oder die Straßen kehrte, vor den Konvent „gezogen“ wurde – auch in der Privatsphäre des Hauses sah der Konvent berechtigtes Interesse einzugreifen. Das galt von der Überwachung der Spinnstuben im Winter, die anmeldepflichtig waren, bis zu durchaus privaten Männer- und Frauenbesuchen oder eindeutigen Konkubinatsverhältnissen. Im Falle eines angezeigten abendlichen Besuches kommt es dann schon einmal zu der Ausrede des Mannes, er habe nur „eine religiöse Erbauungsstunde am Abend“ mit der Frau gehalten. – Vor dem Konvent werden selbst Erwachsene zu Kindern. Immerhin wird dem Paar diese Entschuldigung nicht noch als besondere Frechheit ausgelegt, und es bleibt bei einer Verwarnung. Härter geht der Konvent vor, wenn das Verhältnis erwiesen erscheint, wie bei Elisabeth D., bei der ein fremder Mann verkehrte: da „hält der Kirchenkonvent es für notwendig, (ihr) die Wohltat der Wohnung im Armenhaus zu entziehen. Sie hat sich (...) nach einem anderen Aufenthalt umzusehen.“ Oder, wenn sich aus den Verhältnissen Kindersegen ergab, dann wurde auch schon eine Mutter ins Gefängnis nach Brackenheim gesteckt, auch wenn dies Geld kostete, da eine Frau das Kind zweimal der Mutter gebracht hat.

Immer geht es dem Konvent auch darum, ein Exempel zu statuieren, die Zeiten schienen zunehmend sittenlos zu werden, und nach den Ereignissen 1848–50 ist eine zunehmende Verschärfung des Vorgehens des Konvents bemerkbar. Sei es, daß sich die Sitten tatsächlich gelockert hatten, sei es, daß der Konvent aufgrund höherer Anweisung schärfer vorging. Beides wird wohl der Fall gewesen sein, doch können wir darüber nur spekulieren, sind doch die Kirchenkonventsprotokolle eine sehr einseitige Quelle,²²) und man müßte, je nach eigenem Standpunkt, zum Schluß kommen, daß die Pfaffenhofener jener Zeit ein unsittliches Volk waren oder aber, daß sie unter der Herrschaft pietistischer Eiferer gelitten haben – ja wenn nicht die vielen Lausbubereien und der Unfug der Jugend zeigten, daß die Menschen den Konvent gar nicht so ernst nahmen und der Konvent wiederum sich und alles viel zu ernst nahm. Die politischen Ereignisse ab 1848 haben ganz offenbar auch in

Pfaffenhofen Wirkungen gezeigt. Man spürt allenthalben ein Rumoren, eine gewisse Aufmüpfigkeit, die sich bei den jüngeren Leuten z.B. in Störungen des Unterrichts äußerte. Zeitweise mußte ein Konventsmitglied im Unterricht anwesend sein, um den Lehrgehilfen vor unbotmäßigem Verhalten einiger Schüler zu schützen.

Im September 1848 erreicht den Konvent ein Schreiben des Oberamts, „nach dem der Unfug, den gegenwärtig die ledigen Leute nächtlicherseits treiben, vorzugsweise der vernachlässigten Kinderzucht von Seiten der Eltern zugeschrieben wird“. Die Eltern sollen von der Kanzel aus ermahnt werden, beschließt der Konvent. „Im Gottesdienst“, vermeldet das Protokoll im August 1849, dauert „der vorgerückte Unfug auf der Emporkirche unter den ledigen Leuten (...) immer noch fort. Es solle abermals eine Verwarnung von der Kanzel erfolgen und mit Kirchenkonventsbestrafung gedroht werden.“

Bei all diesen Fällen, wie sie uns Richter in präziser Schrift und in präziser Formulierung niedergeschrieben hat, hält er sich auffallend zurück. Keine persönlichen Bemerkungen und Stellungnahmen fließen in die Protokolle ein. Es scheint, als hätte er in der Konventsarbeit kaum initiativ eingegriffen. Nur bei einigen Dingen spürt man sein Engagement. Das sind vor allem alle schulischen Dinge, die eindeutig Präferenz für ihn haben, hier verspürt man starke Anteilnahme, und: wenn es darum ging, sich für Schwächere stark zu machen, z.B. den Lehrgehilfen bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen zu schaffen. Oder im Falle eines taubstummen Mädchens, für das er die Übernahme der Kosten zur Fortbildung in einer Taubstummenanstalt fordert und sich mit seiner entscheidenden Stimme gegen die



Pfarrhaus und Kirche in Pfaffenhofen vom Pfarrgarten aus gesehen. Im Hintergrund das alte Schulhaus. Es steht an der Stelle des 1897 abgebrochenen älteren Schulhauses, in dem Richter gewirkt hat.

Foto: Joachim Knecht, Pfaffenhofen

Einwände des Ortsvorstehers und des Heiligenpflegers durchsetzt, für die die „Geistesgaben“ des Mädchens lediglich zum Stricken und Nähen reichten, was sie ausdrücklich im Protokoll aufgenommen wissen wollten.

Was sich in den Kirchenkonventsprotokollen als bittere, bisweilen dramatische Zeit darstellt, das gerät Friedrich Richter daheim in seiner Studierstube zu einem weit gelasseneren, sogar optimistischen Übersichtsbericht an die Kirchenbehörden. Er ist im April 1850 geschrieben und beinahe schon ein Abschlußbericht über seine Tätigkeit in Pfaffenhofen – 1851 verläßt er die Gemeinde –, und es ist auch ein Erfolgsbericht, eine Empfehlung sozusagen für eine höhere Aufgabe, z. B. ein Stadtpfarramt²³): „In der hiesigen Gemeinde wird der schwere Kampf, welcher unsere Zeit gebracht hat im Kleinen ausgefochten, wie allenwärts. Die guten und die verderblichen Elemente liegen miteinander in heftigem Streite. Das Gute aber scheint bis jetzt in allen Gemeindeangelegenheiten so ziemlich die Oberhand zu behalten (...) Die Achtung für das Christentum und dessen kirchliche Anstalten ist noch in stärkerem, man darf sagen, erfreulichem Maße vorhanden, und wird nicht so bald sinken, wenn der Geistliche seinem Amte wohl vorsteht. Zucht und Ordnung kann bei hinreichender Tatkraft der Ortsbehörde, wo sie bedroht ist, gerettet werden und der längst in der Gemeinde einheimische Sinn für Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit hauptsächlich durch gutes Beispiel der besser Gestellten erhalten werden. Auf die ledige männliche Jugend tut es vor allem Not, kräftig einzuwirken. Man sollte sich derselben zur Winterzeit immer mehr durch bildende, im rechten Geiste gepflogene Abendunterhaltungen (...) anzunehmen suchen.“ Weiter stellt Richter dem Lehrer und dem Lehrergehilfen ein überschwengliches Lob aus und meint abschließend: „Der gegenwärtige, besonders erfreuliche Zustand der hiesigen Schule ist also von beiden Lehrern mit vereinten Kräften herbeigeführt worden ...“ Wie überaus positiv und mild dieser Bericht ist, ließe sich noch deutlicher zeigen, wenn man ihm den Übersichtsbericht des Kollegen, Pfarrer Hainle aus Frauenzimmern, gegenüberstellt. – So stark kann das sittliche Gefälle zaberabwärts gar nicht gewesen sein.²⁴)

Mag sein, daß hier einer ganz bescheiden eine positive Bilanz zieht, ohne sich selbst in den Vordergrund zu stellen, kann auch sein, daß dies nur eine raffiniertere Form der Selbstdarstellung ist, aber eine sehr sympathische Form: er lobt sich, indem er andere lobt, indem er deren Leistung hervorhebt. Was die Schule betrifft, so mag seine positive Lagebeurteilung gerechtfertigt gewesen sein. Woher nahm er aber die nüchterne, ja heitere Gelassenheit in dieser stürmischen Zeit, um zu dieser optimistischen Gesamtübersicht zu kommen?

Ist dieser Richter, glücklicher Familienvater, tüchtiger Pfarrer mit nahtloser Pfarrerbio-graphie und ausgeprägtem Hang zu Harmonie, einer, dem, mit sonnigem Gemüt, alles zum Positiven wird, dem alles gelingt, ein Hans im Glück? (Des Lebens Mittag, 1. und 2. Str., S. 141)

*Ich bin kein Mann, der mit Behagen
Sein Schäfchen in den Schoos sich scheert,
Auf den in sonnenhellen Tagen
Das Glück sein Füllhorn ausgeleert;
Mir tropft der saure, bittere Schweiß
Von meiner Stirne oft so heiß.*

*Ich theile nicht am schönen Morgen
Den Tag in Ruh' und Freuden ein,
Nicht leichter Schaum sind meine Sorgen,
Und nicht ein Traum ist meine Pein.
Mir tropft der saure, bittere Schweiß
Von meiner Stirne oft so heiß.*

Also einer, der sich seinen Frohsinn jeden Tag schwer verdient, und einer, den das Leben „gewitzigt“ gemacht hat: (S. 90)

Gewitzigt.

*Weiß Einen, der die Nas verbrannt,
Weil er das Feuer nicht gekannt,
Er wahr jetzt seine Nase.
Weiß Einen, der sich sehr versah,
Da er das Ferne hielt für nah,
Die glückliche Oase.*

*Weiß Einen, der sich nimmt in Acht,
Daß er nicht schmäählich wird verlacht,
Zieht klüger seine Straße.*

Wir sind beim Dichter Friedrich Richter.

In seiner Zeit in Pfaffenhofen bereitete Richter die Veröffentlichung des 1852 erschienenen Bandes vor mit dem Titel „Violen, Ausgewählte Lieder und Epigramme

Violen.

Ausgewählte

Lieder und Epigramme

von

Friedrich Stromberg,

dem Verfasser eines bekannten schwäbischen Volks-
liedes: „Drauß ist Alles so prächtig ic.“

Der Jugend freudenvolle Stimme
Und Gottes Ehre schallt darinn.

Heutlingen,

Verlag der V. G. Kurz'schen Buchhandlung.

1852.

Der Band „Violen“ war Richters erste große Veröffentlichung als Lyriker. Ein Jahr zuvor hatte er eine Novelle „Die Kolonie auf Hof Buchenhain oder Christentum und Arbeit“ herausgegeben. Auch sie wird in Pfaffenhofen entstanden sein bzw. ihre endgültige Form gefunden haben.

von Friedrich Stromberg, dem Verfasser eines bekannten schwäbischen Volksliedes: „Drauß ist alles so prächtig“.²⁵⁾ Die Tatsache, daß Richter scheinbar eine Dopelexistenz führte, gibt uns die seltene Gelegenheit, mehr von dem uns bisher nur als Kirchenkonventsprotokollschreiber und -vorsitzenden bekannten Richter zu erfahren. Denn auch wenn er sich unter dem Pseudonym Stromberg verbirgt, so ist der Dichter und der Pfarrer doch nur eine Person. Richter selbst gibt denn auch einen eindeutigen Hinweis auf seine wirkliche Person und betreibt gleichzeitig, ganz selbstbewußter Dichter, etwas Eigenwerbung: „dem Verfasser eines bekannten schwäbischen Volksliedes“. Das Pseudonym Stromberg will ich denn auch weniger als Decknamen denn als Liebeserklärung an das Zabergäu verstehen und als Hinweis, daß der Band hier in Pfaffenhofen seine endgültige Form gefunden hat.

Bei der Betrachtung der Gedichte wird deutlich, was in dem oben zitierten Gedicht „Des Lebens Mittag“ angeklungen ist. Hier ringt einer Tag für Tag mit seinen wechselnden Stimmungen, mit seiner Verzweiflung über die Welt, die für ihn an Wechselfieber erkrankt ist, die streitet und zankt und vom Glauben abgefallen ist. (1. Str., S. 10)

Abfall.

*Schiffbruch am Glauben hat gelitten
Zu dieser Zeit ein guter Theil,
Es hilft kein Beten und kein Bitten,
Sie wollen nichts mehr von dem Heil;*

*Das Disseits ist ihr Heiland worden,
Die Sichtbarkeit ihr höchstes Gut,
Ihr Gott der Bauch, das Gold ihr Orden,
Und all ihr Glück ein leichtes Blut.*

Es ist eine „Böse Zeit“. (1. Str., S. 151)

*Die Schwäbbla ziehet fort
Weit an en andre Ort,
Und i sitz do in Traurigkeit,
Es isch e böse, schwere Zeit.*

*Könn't i no fort durch d' Welt,
Weil mir's hie gar net g'fällt.
O Schwäblle komm, i bitt, i bitt,
Zeig mir de Weg, und nimm mi mit.*

Dabei hat auch er oft seine Zweifel gehabt, wie er an vielen Stellen versichert, und dankbar bemerkt er, daß er das Glück hatte, immer wieder gestärkt aus der Krise hervorzugehen. Religion und Gott ist ihm „Lebens-Quell“ und „Urquell“, so der Titel zweier Gedichte. Und man erkennt den späten Romantiker in ihm, wenn er beschreibt, wie er vor allem in der Natur seinen Gott immer sieht. (S. 16)

Das Gesicht.

*Der Freiheit Haus zu finden,
Die wunderbare Kirche,
Gieng ich auf hohe Berge,
Die an den Himmel reichen.*

*Und ob auch keinen Tempel
Von Jaspis ich erblickte,
Und ob mit grünen Rasen
Die Berge nur geschmückt:*

*So bin ich doch geknieet
Bei hellem Sonnenlichte;*

*Mich grüßte die Erhabne
Im heiligsten Gesichte.*

*Es war ein lieblich Rufen
Aus einer weissen Wolke;
Die Worte, die ich hörte,
Ich hab sie so behalten:*

*„Folgt mir ihr Menschenkinder
Mit gläubigem Vertrauen,
Sind eure Augen helle,
Und habt ihr reine Herzen.“*

Hier wird die Natur zum rauschhaften, mystischen Erlebnis. Dann gelangen ihm kleine, einfache, volksliedhafte Gedichte: (S. 50)

Waldlied.

*Die Bächlein und der Wasserfall
Die geben muntern, frohen Schall
Im Walde, Walde grün.*

*O heimlich Leben, friedlich froh,
Wo ist es so, o sage wo,
Als in dem Walde grün?*

*Es hüpf't das Reh, das Eichhorn springt,
Der Chor der bunten Vögel singt
Im Walde, Walde grün.*

Und es wird verständlich, daß Silcher, den er während seiner Studienzeit in Tübingen kennengelernt haben muß, einige dieser Gedichtchen vertont hat.²⁶⁾ Doch wenn Begeisterung und Glück gerade seine Stimmung überwiegen, „wenn die Hoffnung meine Segel schwellt“, dann wird ihm das auch gleich wieder unheimlich:

*„Herz! Wie bist du so gar verwegen,
graust dir nimmer vor der Nacht?“ (Wohlgetan, S. 31)*

Die Nacht, das ist der Alltag, mit dem ganzen erfahrenen Elend, mit dem Richter als Pfarrer auf ganz besondere, bisweilen sehr widersprüchliche Weise konfrontiert war. Man kann sich leicht vorstellen, daß für ihn, nach einer jener unseligen Kirchenkonventssitzungen erschöpft, die Nacht zum Freund wurde: (S. 37)

An den Schlaf.

*Breit' um mein Lager deine Schwingen,
Du dunkler Freund! und wieg mich ein.
Und wolle mich hinüberbringen
In deinen dufterfüllten Hain.*

*O milde Ruhe, tiefes Schweigen! –
Nimm, treuer Freund! mich ein zu dir,
Dir gebe ich dies Haupt zu eigen,
O sanfter Schlaf, o winke mir!*

*Bei deinem Mohne mag ich weilen,
Da schlummern Alle, Greis und Kind;
Laß mich bei dir die Schmerzen heilen
Die mir ins Herz gekommen sind.*

Ruhe und Schlaf also als Retter aus Depression.

Ausgleich und Ruhe findet Richter auch in überwältigender Weise bei seiner Friedericke. Eine Reihe von sanften und auch stürmischen Minneliedern zeugen von seiner Liebe zu ihr, sie ist sein „Freudenhimmel“, bei ihr ist „Laune, Scherz und Liebe“ (An Friedericke, S. 24), „Dorthin“ will er: (S. 38)

Dorthin.

*Wandern, wandern zum Lieb',
– Ihr flatternden Wipfel, du heitres Thal! –
Eilen, eilen zu Ihr,
– O rege Wasser und Lüfte zumal! –*

*Herzen, Herzen die Maid,
– Du lustverschwommenes Tropfen-Paar! –
Lieben, lieben das Lieb'
– O Sonne, du ewiger Brunnen klar! –*

*Nahen, nahen dem Kind,
– Ihr blumigen Triften, du Rosen-Au! –
Trinken, trinken Ihr Aug',
– O du göttlich lauterer Himmels Blau!*

Hier haben sich die Themen und Motive Natur, Gott und die Liebe in einem formal interessanten Gedicht verdichtet.

In seiner Dichtung thematisiert Richter seine Zweifel und seine Not, und er zeigt in den Gedichten die Mittel und Wege daraus: Gott, Natur, Liebe. Und er versichert sich dichtend immer wieder dieser Auswege. Die Dichtung selbst ist ihm Therapie, aber es fällt nicht immer leicht, sich der Heilkraft des Dichtens zu bedienen, und er wünscht sich: („Bedürfnis“, S. 59, letzte Str.)

*Ach! nur zum Denken Muße-Zeit,
Zum Sinnen in der Dichtung Kreis,
Nur Stunden, wo ich, ganz befreit,
Das singen könnte, was ich weiß.*

Gelingt es ihm, dann wird daraus ein „Siegeslied“: (S. 22)

*Arbeit und Sorge haben
Die Leier mir vergraben,
Wer gräbt sie wieder aus?*

*Es schallt in neuen Klängen,
In trunkenen Gesängen,
In hellem Saus und Braus. –*

*Die Arbeit steht dort Wache,
Die Sorge ist ein Drache,
Läßt keinen Ton heraus.*

*Die Leier ist gewonnen,
Victoria! zerronnen
Ist Sorge, Furcht und Graus.*

*Helft mir die Wichte schlagen,
Helft mir sie doch verjagen,
So schallt mein Lied im Haus.*

Doch war ihm seine Dichtung nicht reine Selbsterbauungstherapie, in der er private und berufliche Sorgen verarbeiten konnte, vielmehr verstand er sich als Dichter, wie uns sein lebenslanger Drang zur Öffentlichkeit zeigt. Hier wird unser zurückhaltender und bescheidener Pfarrer zum Kämpfer für den Dichter in ihm. Hier stellt er dichterisches Selbstbewußtsein zur Schau, geht er in die Offensive, bittet, schmeichelt, ist manchmal keck, manchmal sachlich höflich, wie uns zahlreiche Briefe an die Verlagsanstalt des damaligen Verlegerfürsten Cotta oder an das „Morgenblatt für die gebildeten Stände“, einem der wichtigsten Literaturblätter jener Zeit, zeigen. Einen schönen Beleg dafür liefert er uns in dem Gedicht, das er seinem Gedicht-

band voranstellt. Hier entdecken wir die Sorgen eines, der sich zum Dichter berufen fühlt: die Sorgen, einen Verleger zu finden, die Sorgen mit den Kritikern, aber auch der künstlerische Selbstzweifel, ob ausgerechnet er besser sein soll als die anderen. Diesen Zweifeln setzt er trotziges Selbstbewußtsein entgegen, aber auch Humor, Schalk und Selbstironie. Er widmet das Gedicht und den Band keinem geringeren als dem deutschen Volk (– und gibt in der 5. Strophe einen weiteren augenzwinkernden Hinweis auf seine Identität): (1.–5. Str., S. 1)

Zueignung an das deutsche Volk.

*Dir, edles Volk, in allen Gauen,
Wo man die deutsche Zunge spricht,
Will ich dies Büchlein anvertrauen,
Wenn siegreich es die Bahn sich bricht.*

*Es könnten leichtlich hundert Gulden
Verloren sein als wie ein Deut;
Der Dichter soll sich nur gedulden,
Bis eines Namens er sich freut.“*

*Niemand hat lange sich gefunden,
Der mit dem Sänger es gewagt;
Wo diese Lieder bittend stunden,
Ward ihnen feig der Druck versagt.*

*Sprich zwischen mir und zwischen Diesen
Mein deutsches Volk! ein Richter-Wort;
Du hast dein Richter-Amt erwiesen
In alter Zeit, und übst es fort.*

*„Hat denn der ‚Stromberg‘ einen Namen?
So fragten sie verduzt sogleich;
Von Allen, die noch zu uns kamen,
Scheint er der Kleinste fast im Reich.*

Dabei steckt er ja voller Gedichte, die aus ihm herauswollen, wie er oft dichtend schreibt: „Gedicht‘ und Lieder machen, kann ich euch noch gar viel“ (Gutes, S. 111).

Doch bei aller Nichtbeachtung wird er nie verbittert, immer rettet er sich in Humor, zu mehr ist er nicht fähig, auch wenn er den Kritikern gerne einmal eins auswischt: (S. 164)

*„Fehlschuß: der Kritiker hat scharf geladen.
Er zielt auf's Herz, und trifft – – den Waden.“*

Humor ist ihm auch hier Überlebensstrategie: „Der Scherz ist besser als der Schmerz“ (Belehrung, S. 3), sagt er an anderer Stelle.

Halb scherzhaft gewährt er auch einen Einblick in die von künstlerischem Zweifel geprägte dichterische Produktionsweise. Hier macht er seine geliebte Friedericke für seine Gedichte gleichsam mitverantwortlich und stellt sie schützend zwischen sich und seine Kritiker: (S. 142)

*Du hast gerettet manchem Lied
Sein schwer bedrohtes Leben;
Als ich die Spreu vom Waizen schied,
Da mußten alle beben.*

*Ist nicht das Leben wunderbar?
Hat nicht der Baum viel Aeste?
So lasse mir das Streichen gleich,
Und streiche nicht das Beste.*

*O, sagtest Du, sei nicht so streng,
Was wirst du noch behalten?
Zieh nicht den Kreis so knapp und eng,
Was kann sich da gestalten?*

Was er hier Friedericke über die Gedichtauswahl sagen läßt, von dem „Kreis“, den man „nicht so knapp und so eng ziehen solle“, von dem „Baum“, „der viele Äste hat“, das ist letztendlich Richters eigene Lebensphilosophie, es ist der Appell, tolerant zu sein und nicht dogmatisch auf das vermeintlich Richtige, Gute oder Wahre zu beharren. Damit reagiert er auch auf die literarische Diskussion seiner Zeit, von der sich Richter als aufmerksamer Beobachter der literarischen Szene unmittelbar betroffen fühlte.

Einer, der ebenfalls an seiner Zeit gelitten hat, der eigentlich so gerne nur schöne und auch romantische Gedichte geschrieben hätte, der allerdings nicht seinen Platz, wie Richter, in der göttlichen Ordnung mehr finden konnte, weil er sie zerstört sah, Heinrich Heine, thematisierte diesen literarischen Konflikt, der dadurch entstanden war, daß Dichtung und Welt, Wunsch und Wirklichkeit zu sehr auseinandergeraten waren in seinem „Deutschland. Ein Wintermärchen“: (Er kommt aus dem Exil nach Deutschland, Auszug, 3.–9. Strophe)²⁷⁾

*Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.*

*Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.*

*Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahren Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele.*

*Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn auch die Herren Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.*

*Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben in jener besseren Welt,
Wo alle Leiden schwinden.*

*Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.*

*Sie sang vom irdischen Jammertal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.*

Zweifellos war Richter ein solcher, der die alten Lieder mit der Harfe und wahren Gefühle sang.²⁸⁾ Verlangte Heine ein neues Lied, ein besseres Lied, so ging Georg

Herwegh, ein weiterer Zeitgenosse und einer der bedeutendsten Schriftsteller des Vormärz, noch weiter. Herwegh, ein Schwabe, für den die gleiche Laufbahn wie für Richter vorgesehen war, wollte nur noch Priester der Freiheit sein. Er verlangte die Tat: Dichtung galt ihm nur noch, wenn sie Partei ergriff für die Armen, wenn sie zur Tat aufforderte, ja der Dichter solle das Verseschmieden ganz sein lassen und statt dessen Schwerter schmieden: „Wir haben lange genug geliebt. Wir wollen endlich hassen!“²⁹⁾

Richter macht den politischen Dichtern nicht ihren Platz streitig, gleichwohl er fordert mit sanftem Spott: (S. 183)

*Jedem das Seine
Weg mit der Literatur, weg Freund! jetzt
wollen wir handeln;
Recht. Du handelst und ich, jeder
auf seine Manier.*

Und er reagiert mit einem nüchternen Epigramm auf das ungeheure Pathos der neuen politischen Dichter: (S. 161)

*„Große Dinge sind beschlossen,
Wein und Bier ist schon geflossen.“*

Hier trifft sich Richter mit Heine, der ebenfalls nicht an Spott spart, wenn es gegen Dogmatismus und allzu großes Pathos ging: „An den politischen Dichter“³⁰⁾

*Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft,
Und würzet die Getränke.*

Trotz solcher gemeinsamen Berührungspunkte, die Vorwürfe schmerzten ihn schon, und manchenmal überkommt ihn auch der Neid gegenüber seinen berühmten Dichterkollegen: („Dichterberuf“, S. 137)

*Ein holder Neid will mich verstecken
In unberühmte Dunkelheit,
Mit Schweigen nur mein Leid bedecken,
Als wär' es gar nicht an der Zeit.*

Und er beharrt trotzig:

*Mir ist's gegeben, so zu singen,
Mir ist's befohlen, so zu sein,
Darum werdet ihr mich nicht bezwingen
Mit euren heißern Melodei'n.*

Und so singt Richter *seine* Lieder, singt von der Natur, singt ein Lied auf die Jugend, singt ein Lied der Hoffnung, singt ein Frühlinglied, ein Genesungslied, ein Waldlied, besingt die Liebe zu Gott, zu den Menschen, zu den Tieren, fordert Mitleid,

ermahnt zur Frömmigkeit, zur Bescheidenheit, zur Höflichkeit. Gedichte sind ihm auch kleine Predigten, Lebenshilfe für andere und für sich selbst:³¹⁾
Und es ist des „Dichters (Stromberg) Wunsch“ (S. 100):

*O daß mein Lied nur Keinen
Bestärk' auf falschem Weg;
O daß mein Lied nur Vielen
Zum Frieden sei ein Steg!*

Hier ist er wieder ganz Pfarrer und Lehrer, hier wird Richter und Stromberg wieder eins. Und hier ist er auch eins mit seiner Zeit, die erfüllt war von dem Glauben an die Poesie und an die Wirkung der Poesie.

Wer von uns wollte heute noch glauben, daß Dichtung die Welt verändert.

Anmerkungen:

- 1) Alle Autoren zählen Richter zu den Mundartdichtern und meinen v. a. den späteren Dichter von „Eine Liedergabe in schwäbischer Mundart für Jedermann“, Nördlingen 1862. So: A. Holder, Geschichte der Schwäbischen Dialektdichtung, Heilbronn 1896, S. 164–165.
R. Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte, Bd. 2, Freiburg 1899, S. 165–166.
H. Fischer, Schwäbische Litteratur im 18. und 19. Jahrhundert, Tübingen 1911, S. 113.
- 2) A. Holder, Friedrich Richter-Stromberg, eine Nachfeier zu seinem 100. Geburtstag. In: Vierteljahreshfte des Zabergäuvereins, 1911, S. 58–65.
H. Linkenheil, Fr. Richter, Ein schwäbischer Volksliederdichter. In: Zeitschrift des Zabergäuvereins (= ZZV), 1926, S. 51–56.
- 3) Heutzutage sind unsere Sehnsüchte und Träume kommerzialisiert und industrialisiert: in der Werbung. Blicke von unserer Epoche nur die Werbung, so könnte der unbedarfte Nachkomme durchaus den Eindruck gewinnen, der Mann der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts entsteigt abends nach getaner Arbeit sportlich, braun gebrannt, ewig jugendlich seinem blitzblanken Auto und wird von der frischgefönten Frau und zwei frisch gewindelten, absolut auslaufsfähigeren Kindern mit blendaxenem Kuß und einer herrlichen Mikrowellensuppe eines bekannten Kochstudios in Meister-Propere Küche empfangen. – Nur lügen ist schöner.
- 4) Holder berichtet in den Vierteljahreshften des ZV (4, 1907, S. 78) von dem geselligen Leben, das Karl Klunzinger um sich scharte. Auch unser Friedrich Richter wird mit Klunzinger zusammengetroffen sein – auch mit dessen Nachfolger Pfarrer Julius Kraus, der ebenfalls als Dichter hervortrat. Letzterer wird jedoch nach dem großen Brand in Güglingen nur noch wenig Zeit und Muße für Dichten und für gesellige Zusammenkünfte gehabt haben.
- 5) Denn im Rückzugsgebiet z. B. des Gesangvereins besang man auch die Gedanken, die bekanntlich frei sind. – Unter den repressiven Bedingungen der Restauration beinahe schon ein Hauch von Revoluzzertum.
- 6) Zitiert nach K. Schreiner, Vom Gewerbe zur Industrie, Vortrag im Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, Typoskript 1975.
- 7) Ebenda. Bemerkenswert ist die sich fast nur ethischer Kategorien bedienende Argumentationsweise.
- 8) G. Abfahl, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Zabergäu im 19. Jahrhundert, in: ZZV, 1, 1984, S. 1–8.
- 9) Die in der Oberamtsbeschreibung von 1873 aufgeführten Statistiken gehen bis in die Zeit vor 1850 zurück. Überhaupt ist die Oberamtsbeschreibung, besonders in ihrem allgemeinen Teil, sprachlich wie inhaltlich eine schöne Quelle für das 19. Jahrhundert.

- 10) Stadtarchiv Güglingen, Pflegerechnungen, GA 330 und GA 339 (vorläufige Signatur). Natürlich wird in den Auswandererbriefen stilisiert, wird u.a. auch an dem modernen Mythos des freien Amerika gesponnen, in dem jeder, so er nur will, etwas werden kann. Sie sind v. a. aber einzigartige Quellen aus dem Munde (der Feder) der „einfachen“ Leute.
- 11) Dekanatsarchiv Brackenheim, A 172, 154. Mit Speiseplan und Kochrezepten.
- 12) Ebd., A 154.
- 13) Ebd., A 328 c.
- 14) Dort werden religiöse Texte gelesen und „mit praktischen Bemerkungen begleitet“. Die Texte werden abgeschrieben, das Abgeschriebene wird durchgelesen. Das in der Schule Erlernte – Sprüche, Catechismus, Einmaleins – wird wiederholt und „zum Beschluß wird gesungen auch zu Zeiten mit vier Stimmen“.
- 15) Pfarrarchiv Pfaffenhofen, Kirchenkonventsprotokolle 1843–1851.
- 16) Dekanatsarchiv, A 370 c.
- 17) Ebenda.
- 18) Friedericke Neubert hatte er bei seinem ersten Vikariat 1833 in Bernstadt (Ulm) kennengelernt.
- 19) Im krassen Gegensatz dazu scheinen die im Deutschen Literaturarchiv überlieferten Briefe zu stehen, die er als Student in Tübingen an keinen geringeren als den Verleger Cotta und an das Morgenblatt schreibt. Hier ist er ganz Dichter, ganz Genie. Selbstbewußt stellt er sich Gustav Schwab als „jungen Dichter“ vor. Er hat mit Freunden einen Gedichtband herausgegeben, die „Neckar-Harfe“ (1832), eine Sammlung weinseliger, schwüler Lieder, ganz junge Wilde – so wild eben, wie man im Tübinger Stift noch sein durfte, um bleiben zu dürfen.
- 20) Vierteljahreshefte des ZV, 3, 1906, S. 33 ff.
- 21) Stadtarchiv Güglingen, GA 547 (F 4418, vorläufige Signatur).
- 22) Welches Bild bliebe von unserer Epoche, wenn nur die Gerichtsprotokolle überliefert würden oder gar die Exemplare einer verbreiteten überregionalen Tageszeitung.
- 23) Dekanatsarchiv, A 196.
- 24) Es sei denn, zwischen Pfaffenhofen und Frauenzimmern lag irgendwo ein sittlich-moralischer Niagarafall. Hainlens Übersichtsbericht von 1845 ebenfalls im Dekanatsarchiv.
- 25) Alle hier zitierten Gedichte und Epigramme stammen aus diesem Band, auf den sich auch die Seitenangaben beziehen.
- 26) „Drauß ist alles so prächtig“, „Die Schwälble ziehet fort“, „Am Neckar“.
- 27) Zitiert nach: F. Vaßer (Hrsg.), Restauration, Vormärz und 48er Revolution, Stgt. 1975, S. 155 bis 156. Auch Richter wird als Beobachter der literarischen Szene die Polemiken Heines gegen die Dichter der sogenannten „Schwäbischen Schule“ mit Anteilnahme verfolgt haben. Heines Angriffe waren jedoch im Grunde gegen Wolfgang Menzel in der Redaktion des Stuttgarter „Literaturblattes“ gerichtet, der, sich zum Literaturpapst jener Jahre erhebend, eine mit Antisemitismen versetzte Kampagne gegen alle politisch fortschrittlichen Dichter (v. a. der „Jungdeutschen“) inszeniert hatte.
- 28) Manchmal auch mit falscher Stimme.
- 29) Aus „Aufruf“ und „Das Lied vom Hasse“. In: Georg Herwegh, Gedichte und Prosa, Stgt. 1978, S. 13–14 und 21–22.
- 30) F. Vaßer ..., S. 151.
- 31) Dies gilt besonders für seine späteren Dialektgedichte.